

Gisela Matthiae

Von der Emanzipation über die Dekonstruktion zur Restauration und zurück

Genderdiskurse und Geschlechterverhältnisse

Wie der Blick in ein buntes Kaleidoskop ist der Blick in die verschiedenen Disziplinen, in denen Genderdiskurse geführt werden. Unterschiedliche theoretische Referenzrahmen werden herangezogen, unterschiedliche Positionen abgesteckt, unterschiedliche Begrifflichkeiten geprägt. Sowohl in der theoretischen Grundlegung, wie auch bei den Methoden und den sich daraus ergebenden politischen Strategien und nicht zuletzt im Hinblick auf die gesellschaftliche Akzeptanz der Problematik gibt es erhebliche Unterschiede und auffällige Ungleichzeitigkeiten. Feministische Positionen, die an der Diskriminierung von Frauen ansetzen, prägen Forschung, Gesellschaft und Kirche heute ebenso wie die Genderdebatte, die die Geschlechterverhältnisse in den Blick nimmt. Frauenforschung findet ihr Pendant längst in einer profilierten Männerforschung.¹ Daneben wird eine neuerliche Betonung der Geschlechterdifferenzen durch Ergebnisse der Hirnforschung gestützt und populärwissenschaftlich vermarktet.² Biologische und kulturwissenschaftliche Forschungsergebnisse legen aber ebenso die Überwindung zweigeschlechtlicher Normen nahe. Die verschiedenen, nebeneinander existierenden Perspektiven auf Geschlechterverhältnisse sind Gegenstand dieses Beitrags. Ich beziehe mich in erster Linie auf Veröffentlichungen aus dem deutschen und anglo-amerikanischen Diskurs. Am Ende jedes Absatzes gehe ich jeweils kurz auf Ansätze Feministischer Theologie und ihre Umsetzung in der Kirche ein.

Die Darstellung folgt historischen Entwicklungslinien und wird inhaltlich strukturiert durch Bestimmungen der sex-gender-Verhältnisse. Der Begriff »gender« hat seit den 1980er-Jahren in unserem deutschen Sprachraum ungewöhnlich schnell Verbreitung in allen wissenschaftlichen, politischen und beruflichen Zusammenhängen gefunden, prägt eine neue Forschungsrichtung (Gender Studies) und eine Anzahl auch politisch durchgesetzter Methoden, Diskriminierungen der Geschlechter entgegenzuwirken (Gender Trainings, Gender Mainstreaming) (u. a. Weseley 2000). Als Gegenbegriff bzw. als Ergänzung zum englischen »sex« ermöglichte der Begriff gender eine Unterscheidung zwischen biologischen Gegebenheiten einerseits und der Art und Weise, wie Weiblichkeit und Männlichkeit gesellschaftlich zum Ausdruck kommen, andererseits. Gender

1. Vgl. den Beitrag von Rainer Volz in diesem Band.

2. Etwa unter dem Titel: »Warum Männer nicht zuhören und Frauen nicht einparken können«.

bezeichnet demnach die kulturelle und soziale Interpretation physiologischer Geschlechtsunterschiede, anders gesagt: die Konstruktion männlicher oder weiblicher Geschlechtsidentitäten. Die Unterscheidung zwischen sex und gender machte es möglich, zwischen angeborenen und erworbenen Geschlechtermerkmalen zu unterscheiden und die kausale Verknüpfung von Biologie und Sozialisation zu unterbrechen. Durch ihre paarweise Anordnung blieben sie allerdings aufeinander bezogen, was zu bisweilen ermüdenden Diskussionen darüber führt, »wie viel Natur« und »wie viel Kultur« nun eine Frau oder einen Mann ausmachen. Auch wenn heute nahezu ausschließlich nur noch von gender gesprochen wird, steht der Begriff im Gegenüber zu sex und verlangt eine klärende Bestimmung des Verhältnisses.³

Strittig ist der Begriff gender auch, weil mit der Verschiebung von Frauenforschung und Feministischer Forschung hin zu Gender Studies eine Entpolitisierung der Debatte befürchtet wird. Ein undifferenzierter Fokus auf beide (sozialen) Geschlechter könne eine Gleichwertigkeit suggerieren und bestehende Diskriminierungen ausblenden. Andrea Maihofer hält diese Weiterentwicklung für einen wichtigen theoretischen Schritt, plädiert aber für eine institutionelle Verankerung der Frauen-, Männer- und der Genderforschung. Als wechselseitige kritische Korrektive tragen sie dazu bei, dass Geschlecht als gesellschaftliches Herrschafts- und Ordnungsprinzip Gegenstand der Forschung bleibt (Maihofer 2003, 144).

Unterschiedlich bewertet wird auch die Beziehung der Geschlechterkategorie zu anderen gesellschaftlichen Strukturgebern, wie Klasse, »Rasse«⁴, Ethnie, Religion, Migrationshintergrund, sexuelle Orientierung, Behinderung etc. Gilt Geschlecht als Leitkategorie, ist damit die Auffassung von universaler Frauenunterdrückung verbunden, die jede Gesellschaft zwar graduell unterschiedlich, aber doch maßgeblich strukturiert (Weseley 2000). Für andere steht das Geschlechterverhältnis für differente Verhältnisse schlechthin, an ihm können Achsen der Ungleichheit paradigmatisch untersucht werden (Fuchs/Habinger 1996). Innerfeministisch setzt sich allerdings die Forderung nach einer »integralen Analyse von Achsen strukturierter Ungleichheit und kultureller Differenz« (Klinger/Knapp 2005) durch. Bereits 1987 prägte die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw dafür den Begriff der »intersectionality«. Diese Forschungsrichtung geht nicht mehr additiv von einer mehrfachen Unterdrückung aus, sondern will einzelne Achsen der Ungleichheit im Zusammenhang betrachten. Eine Herauslösung etwa der Kategorie Gender ist demnach nur noch um den Preis der Verzerrung gesellschaftlich komplexer und dynamischer Verhältnisse möglich. Für die Erforschung des Zusammenhangs, aber auch der Differenz von Geschlecht, Klasse, »Rasse«/Ethnie⁵ fehlen allerdings

3. Der deutsche Begriff »Geschlecht« lässt zumindest offen, ob das biologische oder das soziale gemeint ist. Bis zum 18. Jahrhundert hatte er eine ausschließlich genealogische Bedeutung: »Menschengeschlecht« (Weseley 2000, 53).
4. Ich schreibe »Rasse« in Anführungszeichen, um mich von einem biologistischen Verständnis der nationalsozialistischen Ideologie abzugrenzen. »Race« in den USA bezeichnet demgegenüber stärker das soziale Konstrukt, auch wenn sog. Natürlichkeiten wie Hautfarbe zugrunde gelegt werden (Schäfer-Wünsche/Schröder 2007, 114f.)
5. Cornelia Klinger und Gudrun-Axeli Knapp beziehen sich weiterhin auf diese drei »klassischen« Kategorien, was trotz aller Erweiterung der Kategorie gender wiederum eine Verengung bedeutet.

noch die theoretischen Grundlagen und das methodologische Handwerkszeug. Und so bleiben viele Beiträge dazu bei einem »multiculturalist mantra ›race, class, gender, sexuality« (Wendy Brown, zit. n. ebd.) stecken. Die Herausforderung besteht darin, Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse weiterhin zu einem Untersuchungsgegenstand zu machen, also sektional und zugleich intersektional zu forschen.

1. Emanzipation

sex = gender

Wenn Geschlechterverhältnisse heute untersucht werden, ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, dass der zweigeschlechtliche Körper und das »Selbst« als materiales Wesen (Weseley 2000, 51) erst auf Entwicklungen im 17. und 18. Jahrhundert zurückgehen. Bis dahin galt in einem »Ein-Leib-Modell« der weibliche Körper noch als eine geringere Version des männlichen (Laqueur 1992), die Unterschiede zwischen den Geschlechtskörpern waren graduell und nicht wesentlich. Geschlechterdifferenz gilt erst seitdem als binär und fand aufgrund der gleichzeitig stattfindenden Industrialisierung und Urbanisierung ihre Entsprechung in der Trennung Haus und Arbeit, Reproduktion und Produktion, dem privaten und dem öffentlichen Raum. Geschlechterverhältnisse sind daher von ihrer Entstehung und ihrem Zusammenwirken her als Produktionsverhältnisse zu verstehen (Haug 2003)⁶. Die zunehmende Biologisierung führte insgesamt zu einem »kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit« (Hagemann-White), das sich auf allen Ebenen des sozialen Lebens, Denkens und Arbeitens zeigt. Anders ausgedrückt, wurde das Geschlechterverhältnis zu einem Strukturierungselement der Gesellschaft mit der klaren Überordnung von männlich konnotiertem Denken und Handeln vor weiblichem und mit der Annahme, aus der »Natur« der Geschlechter Wesenseigenschaften und Zuständigkeiten ableiten zu können. Diese finden sich auch in der Theologie. In den 1940er-Jahren setzte Karl Barth das Mann-Frau-Verhältnis in eine Entsprechung von A (Mann) und B (Frau), womit zumindest eine Nachordnung begründet war.⁷ Auffällig an diesem Konstrukt ist, dass die Wesensbestimmungen in erster Linie am weiblichen Körper festgemacht wurden, als Abweichung vom Mann, der als Standard gesetzt ist. »Nur die Frau scheint gender zu haben« (Laqueur 1992, 36).

In ihrem berühmten Standardwerk von 1948 bezeichnete Simone de Beauvoir die Frauen als das »andere Geschlecht«⁸, um die vom Männlichen abgeleitete und diesem untergeordnete Existenz sprachlich zu fassen. Gleichzeitig stellt sie die »natürliche« Be-

6. Mit Frigga Haug kann Geschlecht nie getrennt von Geschlechterverhältnissen als »fundamentale Regelungsverhältnisse in allen Gesellschaftsformationen« Forschungsgegenstand sein (ebd., 443).

7. Die theologische Anthropologie begründete bis heute nachhaltig die dichotome Geschlechterordnung in der Schöpfungsordnung (Erschaffung Evas an zweiter Stelle) und dem Sündenfall (durch Eva kam die Sünde in die Welt). Vgl. zur feministisch-theologischen Auseinandersetzung damit grundlegend Helen Schüngel-Straumann 1989 und neuerdings Isolde Karle 2006, 217ff.

8. Im französischen Originaltitel noch deutlicher »deuxième sexe«, »zweites Geschlecht«.

gründung der Geschlechtsunterschiede radikal in Frage und entlarvt sie als Ideologie. Damit wurde sie Jahrzehnte nach dem ersten Erscheinen des Buches auch zu einer grundlegenden Referenz für den Gleichstellungsfeminismus.

sex ≠ gender

Ausgangspunkt sowohl der zweiten Frauenbewegung in den 1960er-Jahren als auch der Frauenforschung in dieser Zeit waren die vielfältigen Diskriminierungserfahrungen von Frauen als »anderes Geschlecht«. Der Fokus lag auf der Analyse alltäglicher Unrechtserfahrungen von Frauen sowie der strukturellen und politischen Verhältnisse, die diese hervorbrachten – ganz entsprechend dem Slogan der Zeit »Das Private ist politisch«. Unter diesem Blickwinkel wurde auch die Wissenschaft analysiert. So konnte der Nachweis erbracht werden, dass Leben und Denken von Frauen nur marginal Eingang in die Wissenschaften gefunden hatten. Besonders die Frauengeschichtsforschung erbrachte eine Fülle an Erkenntnissen über weibliche Lebenszusammenhänge und weibliches Wissen. Frauen sollten aber nicht nur Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein (»Objekt«), sondern forschende Subjekte. Damit ging es um mehr, als um eine bloße Addition zum vorliegenden Wissensbestand, sondern auch um die grundlegende Infragestellung des Objektivitätsanspruchs der »männlichen« Wissenschaft. Auch auf gesellschaftlicher Ebene suchten Frauen nicht lediglich nach mehr Beteiligung, weiteren Rechten und Chancen, sondern ebenfalls nach einer Neuverteilung aller Ressourcen und Positionen. Gesetzliche Gleichstellung, Frauenförderung, Quotierungen etc. waren rechtliche Instrumente zur Durchsetzung dieser Ziele. Diese Richtung des Feminismus wird als *Gleichheitsfeminismus* bezeichnet. Parallel entwickelten sich Frauengesundheitszentren und wurde etwa im Müttermanifest der Grünen von 1984 kritisch über Hausfrauen- und Erziehungsarbeit diskutiert. Das zentrale Anliegen dabei war Selbstbestimmung und sexuelle Befreiung, vor allem auch im Hinblick auf ungewollte Schwangerschaften. Doch es scheint, als habe sich die altbekannte Trennung in einen privaten und in einen öffentlichen Bereich innerhalb der Frauenbewegung noch einmal wiederholt – mit einer Schwerpunktsetzung einmal auf gender und politisch-rechtlichen Belangen, einmal auf sex und dem weiblichen Körper. Der früh formulierte untrennbare Zusammenhang ging m. E. auch aufgrund einer noch offenen Verhältnisbestimmung von sex und gender verloren.

Auch die Feministische Theologie zeigt sich in dieser Phase als Frauenforschung. Historisch bedeutende Frauengestalten, wie z. B. Mystikerinnen, erfuhren eine eigene Würdigung. Frauengestalten in der Bibel wurden wiederentdeckt, die Texte intensiv auf ihre Aussagen zum Geschlechterverhältnis befragt und die Rezeptionsgeschichte erforscht. Systematisch-theologische Aussagen, wie etwa die Sündenlehre, wurden auf ihre frauendiskriminierende Wirkung bis heute (vgl. Anm. 2) untersucht und mit den neuen exegetischen Erkenntnissen konfrontiert. Die Forschungsergebnisse spiegeln sich wider in den beiden Ausgaben der beiden Auflagen des Wörterbuchs der Feministische Theologie (Gössmann u. a. 1991; 2002).

Eine wichtige Rolle für die Theologie und für die kirchliche Frauenbewegung spielen bis heute einzelne Bibelstellen, die in einem gleichheitsfeministischen Sinne ausgelegt werden. Nach Genesis 1,27 sind Frau und Mann gleichermaßen Gottes Ebenbild: »Da

schuf Gott Adam, die Menschen, als göttliches Bild, als Bild Gottes wurden sie erschaffen, männlich und weiblich hat er, hat sie, hat Gott sie geschaffen.«⁹ Diese Aussage wird antithetisch fast wörtlich in der »Magna Charta der Gleichstellung« (Walz 2006, 18) in Galater 3,28 wieder aufgenommen: »Da ist nicht jüdisch noch griechisch, da ist nicht versklavt noch frei, da ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig-einig im Messias Jesus.« Mit dieser urchristlichen Taufformel wird eine Ethik egalitärer und eben nicht hierarchischen Geschlechterbeziehungen begründet, mit der ein Ausschluss von Frauen aus bestimmten Ämtern und Funktionen innerhalb der Kirchen nicht mehr gerechtfertigt werden kann.¹⁰

sex > gender

Die *gynozentrische* Richtung des Feminismus, die sich in den 1980er-Jahren entwickelte, betont dagegen wiederum den engen Zusammenhang von sex und gender, allerdings verbunden mit einer Umwertung zugunsten von Frauen. Christa Mulack als prominente Vertreterin einer *gynozentrischen* Theologie vertritt die Höherwertigkeit und den Vorrang des weiblichen Geschlechts, für die sie in der Vor- und Frühgeschichte, in der religiösen Tradition wie auch in der Biologie Belege findet. Sie interpretiert die Tatsache, dass in der Embryonalentwicklung jeder Mensch zunächst weiblich ist, in der Weise, dass das weibliche Geschlecht das umfassendere sei. Auf der sozialen Ebene zeigt sich das weibliche Geschlecht als lebensfördernd und -erhaltend. Mit Verweis auf die Matriarchatsforschung beschreibt sie matriachale Gesellschaftsformen als die ursprünglicheren und dem Patriarchat vorausgehende (Mulack 1988). Theologisch kritisierte dieser Ansatz v. a. den Monotheismus und die vorherrschende männliche Gottesmetaphorik, die sich stark aus einer kriegs- und herrschaftsbezogenen Metaphorik speist, und förderte damit eine breite Diskussion über die Entwicklung des Jahweglaubens und die Unterdrückung weiblicher Traditionen (vgl. als Überblick u. a. Wacker 1987). Auf einer religiös-praktischen Ebene ist gynozentrische Religiosität häufig mit Göttinspiritualität verbunden, die allerdings nie offiziell in kirchliche Zusammenhänge Eingang gefunden hat, in der Religiosität von kirchlichen Frauen aber durchaus in Kombination mit traditionellen Elementen vorkommt (Franke 2002)¹¹. Die gynozentrische Richtung ist eine Variante des differenztheoretischen Ansatzes, wozu insbesondere die »Italienerinnen«, eine Forschungsgruppe um den Mailänder Frauenbuchladen und die Philosophinnengruppe »Diotima« gehört, gewendet allerdings durch dekonstruktivistisches Denken (s. u. 3.).

9. Alle biblischen Zitate folgen der Bibel in gerechter Sprache.

10. Im Abschnitt Dekonstruktion werde ich noch einmal auf Gal 3,28 zurückkommen.

11. Vgl. den Beitrag von Edith Franke in diesem Band.

2. Re-Konstruktion von Geschlecht

doing gender

undoing gender

Die 1980er-Jahre brachten frauenpolitisch eine zunehmende Institutionalisierung von Gleichstellungsarbeit und wissenschaftlich eine differenzierte sozialgeschichtliche und mikrosoziologische Erforschung der Geschlechterverhältnisse. Der Fokus wird jetzt nicht mehr zentral auf Frauen gerichtet, vielmehr werden die Geschlechterverhältnisse untersucht, innerhalb derer Frauen und Männer ihren Alltag, ihr Denken, Fühlen, Wissen und Handeln gestalten. Man spricht von Geschlecht als einer »sozialen Kategorie« (Regina Becker-Schmidt) und von »Geschlecht als Existenzweise« (Andrea Maihofer). Nach Gudrun-Axeli Knapp hat das Geschlecht vor allem »Platzanweiserfunktion« in einer Gesellschaft, in der Geschlecht nach wie vor Ausschlusskriterium (Maihofer 2003, 138) ist. Konnte man früher z. B. den bestehenden Ausschluss von Frauen aus bestimmten Berufen oder Positionen mit fehlendem Wissen und mangelnder Ausbildung begründen, so zählen Frauen inzwischen vielfach zu den besser Gebildeten, ohne dass ihnen nun alle Türen offenstünden.

Um die gesellschaftlichen Arrangements und die Prozesse zu rekonstruieren, die eine Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit hervorbringen, unterscheidet man mit Sandra Harding (1991) zwischen drei – gleichwohl untrennbaren – Ebenen:

- (1) Die individuelle Ebene der Herstellung von Geschlechtsidentität, deren Subjekte Frauen und Männer selbst sind, so dass von Frauen nicht mehr einfach als Opfer der Verhältnisse gesprochen werden kann, die Mikroebene;
- (2) die Ebene gesellschaftlicher und struktureller Verhältnisse, besonders Formen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die Makroebene;
- (3) die Repräsentationsebene kultureller Bilder, von Sprache und nonverbaler Kommunikation¹².

Gender wird individuell, interaktional und institutionell alltäglich hergestellt bzw. konstruiert – »doing gender«. Gesellschaftliche Macht- und Arbeitsverhältnisse, Bewertungen von Differenzen, biologistische Argumentationen und Rollenzuschreibungen werden zugleich in den Blick genommen. Letztlich gelten alle Aspekte von Gesellschaft »als mögliche Momente der gesellschaftlichen Konstruktion und Organisation von Geschlecht« (Maihofer 2003, 141). Grundannahme ist also die gesellschaftliche Konstruktion von gender und die Arbeit mit gender als Analysekategorie in den sozialwissenschaftlichen Ansätzen¹³. »Doing gender« ist in einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft unvermeidlich. Kaum etwas irritiert so sehr wie eine uneindeutige Geschlechtsidentität. Weil aber Geschlechtsidentität auch auf der individuellen Ebene hergestellt wird, kann individuelles Handeln Veränderungen, Ver-

12. Man denke etwa an die Reproduktion von Geschlechterbildern in der Werbung, in Zeitschriften, im Produktdesign, im Alltagsgebrauch der Begriffe »männlich« und »weiblich« etc.

13. Die Forschungsrichtungen differenzieren sich u. a. in ethnomethodologische Ansätze (Carol Hagemann-White), den Symbolischen Interaktionismus, die Mikrosoziologie.

schiebungen oder Unterbrechungen bewirken. Man spricht dann von »undoing gender«.¹⁴

Eine Entsprechung in der Theologie stellen die Forschungsarbeiten zu religiösen Biographien von Frauen und zum Zusammenhang von Geschlecht, Religion und andere Sozialisationsinstanzen wie Familie, Schule etc. dar.¹⁵ Darin zeigt sich, wie Frauen sich von behindernden Vorgaben weiblicher und religiöser Erziehung befreien und »ihre Sozialisation und Identitätsbildung selbst in die Hand nehmen« (Sommer 1995, 146). Dabei entwickeln sie nicht nur eigene religiöse Deutungsmuster, sondern auch vielfältige Varianten, die eigene Geschlechterrolle zu füllen.

Bis sich die Männerforschung stärker entwickelt hatte, blieb der Fokus auch der Genderforschung weitgehend auf Frauen gerichtet, wodurch der Eindruck bestätigt wurde, nur Frauen »hätten ein Geschlecht«. Die Männerforschung befasst sich mit männlichen Disziplinierungsprozessen und Hierarchien zwischen Männern, wofür der Begriff der »hegemonialen Männlichkeit« (Robert Connell) inzwischen zu einer Leitkategorie geworden ist¹⁶. Hier zeigte sich, dass es kaum Kenntnisse über das Fühlen, Wissen und Denken von Männern gab, da das spezifisch Männliche »im Wissen um das Allgemeine, in den Reflexionen über den Menschen an sich, in der Präsentation des allgemein Menschlichen« (Maihofer 2003, 139) verschwand. Dank der Männerforschung konnte sich die Einsicht, dass auch Männer geschlechtlich geprägte Wesen sind, überhaupt erst durchsetzen. Geschlechterforschung muss also nicht nur Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der Geschlechter in den Blick nehmen.

Dies ist in der Feministischen Theologie ein bereits bekanntes Thema: In der Diskussion um die »Allgemeingültigkeit« feministisch-theologischer Aussagen stellten Frauen von einem nicht europäisch oder weiß-US-amerikanisch geprägten Hintergrund diese massiv in Frage und wiesen auf die kulturelle Heterogenität zwischen Frauen wie auch auf die Hierarchie zwischen Frauen hin.

3. Dekonstruktion

Der von dem französischen Literaturtheoretiker Jacques Derrida geprägte Begriff der Dekonstruktion ist inzwischen zu einem Schlagwort in der feministischen Debatte geworden. In der Genderdiskussion wird er meist in einem Atemzug mit der US-amerikanischen Philosophin Judith Butler genannt, doch ist festzuhalten, dass Derridas Theorie zuerst von Luce Irigaray und in der Folge von den schon genannten norditalienischen Philosophinnen aufgegriffen wurde. Derridas Theorie ergibt sich aus der Arbeit mit Texten, die,

14. Vgl. den Beitrag von Monika Jakobs in diesem Band.

15. Vgl. die Arbeiten von Edith Franke, Regina Sommer, Gisela Matthiae, Stephanie Klein, um nur einige zu nennen.

16. Vgl. die Beiträge von Rainer Volz und Thorsten Knauth in diesem Band.

umfassend verstanden, alles Wissen von und über Gesellschaft repräsentieren. Durch Wieder- und Gegenlesen von Texten ist es möglich, »die Ordnungen polarer und hierarchisierter Begriffsoperationen, wie z. B. Kultur/Natur oder Mann/Frau« (Kahlert 2000, 32) umzuwerten und zu verschieben. Dadurch können neue Begriffe und neue Verhältnisse hervorgebracht werden, wenn es auch unmöglich ist, aus dem Prozess von Konstruktion und Dekonstruktion als solchem auszubrechen. Luce Irigaray unternimmt es in ihren Arbeiten, der Logik, wonach der Mann das Eigentliche/die Norm und die Frau nur das Abgeleitete repräsentiert, eine nicht-hierarchische Differenz der Geschlechter entgegenzusetzen. »An die Stelle der ›eins‹, die die traditionelle abendländische Logik beherrscht, setzt sie die ›zwei‹, statt der Totalität denkt sie die Differenz« (ebd., 37; Irigaray 1979).

sex » gender

Das positive Denken von Geschlechterdifferenz bei den »*Italienerinnen*« ist das Hauptmerkmal dieser Art von Differenzfeminismus. Es wird festgehalten: »Die Differenz zwischen Frau und Mann ist die Grunddifferenz im Menschsein.« (Libreria 1989). Diese Differenz begründet allerdings gerade keine Wesensbestimmungen der Geschlechter. Die biologische Größe »sex« bleibt sozusagen unbestimmt. Ziel ist es, in der Folge der Forschungen von Luce Irigaray, ein weibliches Symbolsystem, eine weibliche Repräsentanz als Gegenentwurf zur alleinigen männlichen Repräsentanz herauszubilden. Mit der Betonung einer grundlegenden Differenz zwischen den Geschlechtern geht die Betonung der vielfachen Differenzen zwischen Frauen einher.

Der Ansatz vollzieht eine grundlegende Akzentverschiebung weg vom Gleichheitsfeminismus und den rechtlichen Forderungen nach Gleichstellung, die nur zu einer Anpassung von Frauen an männliches Verhalten und Denken geführt hätten, hin zu einer Würdigung von Differenzen innerhalb des weiblichen Geschlechts als Ausgangspunkt für eine sowohl symbolische als auch politische Neuordnung. Auf einer diachronen Ebene führt die Betonung der Differenzen positiv zum Bezug auf weibliche Genealogie, gefasst in dem Ausdruck der »symbolischen Ordnung der Mutter« (Muraro 1993). Mit der Mutter ist weniger die leibliche Mutter – diese auch – als vielmehr eine »Figur des Ursprungs« gemeint, ein weiblicher Ausgangspunkt für die Subjektwerdung von Frauen. In synchroner Perspektive ermöglichen es die Differenzen zwischen Frauen, voneinander zu lernen (»Lehrmeisterinnenmodell«), sich aufeinander vertrauensvoll zu beziehen (»affidamento«) und sich gegenseitig als Autoritäten wahrzunehmen. Dieser veränderte Umgang miteinander schafft zugleich weibliche Freiheit, die Selbstbestimmung der weiblichen Geschlechtsrollen und die symbolische Überschreitung der Grenzen individueller Erfahrung. In dem Satz »Das Patriarchat ist zu Ende« (Libreria 1996) kommt dieses Denken zu seinem pointierten Ausdruck.

Andrea Günter, eine zentrale deutschsprachige Vertreterin dieses Ansatzes, fordert dies auch im Hinblick auf die Rede von Gott: Referenzpunkt muss der Bezug von Frauen zu anderen Frauen sein. »Was Gott ist, entsteht mit uns, in uns und durch uns.« (Günter 1996, 61). Begrifflich und in weiteren Formulierungen führt das in die Nähe der Theologie der US-amerikanischen Theologin Carter Heyward, die »Gott als Macht in (gerechten) Beziehungen« definiert, auch wenn damit nicht Beziehungen ausschließlich unter Frauen gemeint sind (Heyward 1986).

Der Differenzansatz der »Italienerinnen« ist in der kirchlichen Frauenpolitik zu einem wichtigen Referenzrahmen geworden, stärkt er doch die eigene Verbandsarbeit und fördert die eigenständige religiöse Bildung und Gestaltung von und durch Frauen.

Der vielfach geäußerte Vorwurf der Essentialisierung, einer Festschreibung biologisch weiblicher Wesenheiten, wie man sie bei anderen Differenzansätzen durchaus findet, trifft den Kern dieses Denkens nicht. Weiblichkeit ist gerade nicht bestimmt, sondern eine Leerstelle. Diese führt häufig jedoch zu einem theoretischen und einem praktischen Problem. Zum einen verleitet die leere Kategorie zu einem impliziten Determinismus und bedient eventuell doch wieder gängige Klischees von Weiblichkeit, insbesondere die »Mutter«-Metaphorik; zum andern bleibt die Notwendigkeit, Weiblichkeit zu bestimmen, erhalten. Zu Recht wird das mangelnde Interesse an der Analyse realer Machtverhältnisse kritisiert (Pinl 1993). Der Ansatz steht in der Gefahr, Gesellschaftsanalyse und Sozialgeschichte zugunsten einer symbolischen Ebene zu vernachlässigen.

gender (trouble)

Auch in Judith Butlers Arbeiten zeigt sich die Überwindung eines modernen Substanzdenkens, das im Selbst eines Menschen und in seiner/ihrer biologischen Gegebenheit die Voraussetzung für sein/ihr Denken und Handeln festmacht. Danach würde gender lediglich eine Überformung der menschlichen Natur darstellen. Doch Butler ist im Unterschied zu den »Italienerinnen« gerade nicht an einem neuen Differenzdenken, sondern an dessen Überwindung und an der Vervielfältigung der Geschlechter interessiert.

Das Erscheinen von Butlers Buch »Unbehagen der Geschlechter«, im Englischen »gender trouble« sorgte in den 1990er-Jahren in Deutschland für einigen Wirbel, auch wenn die grundlegenden Gedanken z. B. dem konstruktivistischen Denken der Soziologie an sich nicht fremd waren. Hier allerdings ist nicht gesellschaftliches Handeln Gegenstand der Untersuchung, sondern das sprachliche Handeln (»linguistic turn«). Mit Rückgriff auf Foucault und Derrida arbeitet Butler sprach- und diskursanalytisch, d. h., sie geht von den Bedeutungen aus, die wir den Dingen verleihen. Über diese Bedeutungen hinaus kommt den Dingen keine weitere Substanz zu.

Das betrifft auch Frauen und Männer. Hier zeigt sich exemplarisch, dass Diskurse keineswegs neutral sind, sondern Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse, normierter und normierender Sprachregelungen, fester Begriffe und Bilder. An zwei Aspekten wird dies bei Butler besonders deutlich: an einer grundlegenden Kritik des Subjektbegriffs und an der sex-gender-Unterscheidung. Mit dem sprichwörtlich gewordenen Ausdruck »Es gibt keinen Täter vor der Tat« (Butler 1991, 209) drückt Butler aus, dass Subjekt ebenso wie Identität performativ entstehen, also durch Sprachhandeln, und diesem nicht substanzhaft vorausgehen. Anders gesagt: »Kein Subjekt ist sein eigener Ausgangspunkt« (ebd.). Und dennoch sind wir als Subjekte nicht einfach nur Produkte. Wir sind als Handelnde niemals vollständig konstituiert, weshalb Butler vom Subjekt als Möglichkeit spricht.

Das Gleiche gilt für die Geschlechtsidentität eines Menschen. Diese wird von Menschen selbst hergestellt, ohne dass ein eindeutiges biologisches Geschlecht, als »natürlich«

gedachtes, vordiskursives Geschlecht dieser vorausgehen müsste. Die Bestimmung des sozialen Geschlechts ist sozusagen unabhängig vom biologischen Geschlecht. Der geschlechtliche Körper ist der immer schon bezeichnete Körper, der diskursiv hervorgebracht, und existiert nie als »reine Materialität«. Was immer wir also über unsere Körper sagen, denken oder fühlen macht sie zu dem, was sie sind. Damit verändert sich auch die Bedeutung der Kategorie sex, die nun im Genderbegriff aufgeht. Eine wie auch immer markierte Grenze zwischen sex und gender gilt selbst als kultureller Effekt. Butlers Denken ist deshalb so verwirrend, weil es das, was als natürlich und unhintergebar gedacht war, gerade umgekehrt zu einem Effekt diskursiver Praktiken macht. Gleichzeitig ist die normative Kraft biologischer Geschlechtervorstellungen kaum aus den Angeln zu heben. Sie ist deshalb so stark, weil sie von der Prämisse der gegengeschlechtlichen Orientierung, also der Heterosexualität ausgeht. Biologisches Geschlecht, soziales Geschlecht und Begehren müssen folglich als zusammenhängende Trias dekonstruiert werden.

Dekonstruktion bedeutet, wie oben angeführt, als sich immer wieder selbst herstellendes Subjekt einen Handlungsspielraum zur Verfügung zu haben, der bestehende Geschlechterhierarchien verschiebt, vielfältiges Begehren zulässt und weitere Formen von Geschlechteridentitäten hervorbringt. Butler hat dafür den Begriff der »Geschlechterverwirrung« (gender trouble) geprägt. Wenn Geschlechtsidentität performativ gebildet wird, muss, als politischer Akt, diese Performativität selbst entlarvt werden – z. B. durch übertriebene Verdoppelung, wie es in der Parodie geschieht. Parodistisch vervielfältigt wird dann nicht ein Original, sondern die Idee des Natürlichen und Ursprünglichen (Butler 1991, 58).

Butler wurde in hitzigen Debatten vorgeworfen, mit der Abschaffung des Subjekts auch das Subjekt der Frauenbewegung abzuschaffen und letztlich dem eigenen Anliegen zu schaden. Kritische Weiterentwicklungen¹⁷ des modernen Subjektbegriffs als fließend oder multiple stehen allerdings in deutlicher Nähe zu Butlers Verständnis. Interessanterweise wurden sie gerade zu dem Zeitpunkt virulent, als Frauen sich emanzipatorisch selbst zu Subjekten erklärten. Tatsächlich sind die Gendertheorien seither herausgefordert, sowohl die Konstruktion als auch die Kohärenz von Subjekt als Voraussetzung für Handlungsmöglichkeit zu fassen.

Ein anderer strittiger Punkt in der Debatte war der Körper bzw. die Materialität menschlicher Existenz, der, so wurde Butler vorgeworfen, zu einer bloßen Fiktion oder Illusion werde – und auch dies just in einer Zeit, in der Frauen sich ihren entfremdeten Körper wieder selbst aneigneten. Butler hat sich besonders mit diesem Vorwurf intensiv auseinandergesetzt (Butler 1997). Sie betonte dabei, dass sie nicht körperliche Existenz an sich leugne, wohl aber körperliche Existenz als Grundlage für Identitätsbestimmung. Über den Körper, so Butler, lasse sich nur innerhalb der symbolischen Ordnung reden, also immer bereits kulturell überformt. Eine außer- oder vordiskursive Bestimmung gäbe es nicht. Andrea Maihofer hat darauf mit dem Begriff »Geschlecht als Existenzweise« reagiert, der die gelebten Denk-, Gefühls- und Körperpraxen zugleich in den Blick nimmt (Maihofer 1995). Damit soll die Realität von »Geschlecht«, »Mann«, »Frau«

17. Als Überblick vgl. Zima 2000.

genauso begrifflich gefasst sein wie ihre kulturelle Hervorbringung, ohne zum Geschlechtskörper als vermeintlich natürlicher Basis wieder zurückzukehren.

Spätestens mit der Gentechnologie sei diese Rückkehr sowieso unmöglich geworden, wie die Technologiewissenschaftlerin Donna Haraway in ihrem berühmten Manifest »Lieber Kyborg als Göttin« schrieb (Haraway 1995). Auch wenn daran die Vermarktung von Organen und die Fortpflanzung als käufliche Dienstleistung, somit die Kapitalisierung des Lebens zu kritisieren sei, so ist doch eine erneute Naturalisierung der Körper keine Möglichkeit mehr. Vielmehr nötige die »hi tech Kultur« (ebd., 181) zu einer Überwindung der gängigen und geschlechtlich konnotierten Dualismen wie Natur/Kultur, Mensch/Maschine, Wesen/Erscheinung etc. Im Bild des Kyborgs gesprochen, der Verschmelzung von Mensch und Maschine, sind wir herausgefordert, neue Formen vielfältiger Verkörperungen jenseits dieser Dualismen zu bilden. Ob dies ein feministisches Projekt sein kann oder nur weiter in eine »neoliberale Entfesselung eines wilden Kapitalismus« (Haug 2003, 494) führt, steht allerdings noch aus.

Auch in der Feministischen Theologie schlägt sich die Aufhebung des Geschlechterdualismus hin zur Geschlechtervielfalt nieder. In 1 Kor 15, dem zentralen Text zur Auferstehung von Paulus, wird nach Ruth Heß Erlösung als ein leiblich-geschlechtlicher Transformationsprozess gedeutet. Der metaphernreiche neutestamentliche Text spricht von einer Verwandlung der Körper. Aus dem irdischen Leib in seiner Gebrochenheit wird ein Auferstehungsleib »voller Kraft von Gott« (V. 43), Menschen in einer Welt der Erniedrigung stehen als Erhöhte auf und erstrahlen im Glanz Gottes. Bemerkenswert ist die Vielfalt, denn jedes Lebewesen wird einen je besonderen Körper erhalten (V. 38). Ruth Heß deutet dies im Sinne einer »eschatologischen Travestie«, die auch den Geschlechtskörper mit einbezieht und zu einer Pluralität der Geschlechtsleiber unter den Auferweckten führt. Von hier aus betrachtet kündigt sich in Gal 3,28 nicht nur eine Gemeinschaft mit egalitären Geschlechterbeziehungen an, sondern eine auch geschlechtlich zu verstehende Vielfalt in der Einheit in Christus (»ihr seid eins in Christus«). Als Antithese zum Schöpfungsbericht Gen 1,27 erscheint die dort beschriebene Zweigeschlechtlichkeit als eine vorläufige und zu überwindende.

Isolde Karle nimmt diese Gedanken mit direktem Bezug zu Ruth Heß in ihrer »Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz« auf. Auch Magdalene L. Frettlöh teilt »die eschatologisch radikalste und biblisch wohl nahe liegende Lektüre von Gal 3,28« (Frettlöh 2006, 170), schränkt sie aber aus strategischen – wohl gemerkt nicht aus theologischen Gründen – ein. Solange die exegetische Tradition noch »weit davon entfernt ist, überhaupt auch nur geschlechtergerecht von Gott zu reden« (ebd., 171), dürfe nicht der dritte Schritt vor dem zweiten getan werden und müsse – vorläufig – Gal 3,28 als »eine Erlösung aus den Pervertierungen des Geschlechterduals« (ebd.) gelesen werden, also als Erlösung aus Dichotomien und Hierarchisierungen.

Die Metapher »Clownin Gott« schließlich, die aus der biblischen Vielfalt männlicher, weiblicher und abstrakter Gottesvorstellungen gewonnen wurde, nimmt diese Vielfalt »bilderstürmend« (Frettlöh 2006, 241) auf (Matthiae 2001). »Clownin Gott« will nicht nur dem Bilderverbot gerecht werden, sondern greift inhaltlich auf Erfahrungen mit Gottes Wirken zurück. Als schöpferisch, mitleidend, rechtfertigend und befreiend zeigt es sich unerwartet und unerwartbar, überraschend und irritierend, parteilich für

das ausgeschlossene Andere. Es kehrt Unrechtsverhältnisse um und stellt herrschendes Denken und Handeln in Frage. Im Sinne des Dekonstruktivismus steht die Metapher für »Verwirrung« in der Gottesrede und, gottebenbildlich gedacht, für Verwirrung menschlicher (Geschlechter-)Identitäten (ebd.).

transgender

Mit dem Begriff »transgender« wird eine Position jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität markiert. Wenn auch eine Minderheit, so leben doch viele Menschen jenseits von Geschlechts- und Sexualitätsnormen und bilden vielfältige Geschlechtsidentitäten heraus. Sie werden bezeichnet als Intersexuelle/Hermaphroditen, Transsexuelle, Androphile, Gynäkophile, Ambiphile, Transvestiten oder einfach »trans«. In den USA gibt es den Begriff der Transgender Variant (TGV), in Großbritannien den des 3rd G, des dritten Geschlechts, für Menschen, die sich weder als Frau, noch als Mann, als transsexuell, Transvestit, lesbisch, schwul, bisexuell bezeichnen möchten. Ausgangspunkt ist die Erfahrung uneindeutiger biologischer Geschlechtsmerkmale: sex im Plural. Ursache ist die unterschiedliche Entwicklung der Keimdrüsen, oder die mangelnde Übereinstimmung von Keimdrüsen, Hormonen, Chromosomen und sekundären Geschlechtsmerkmalen. Das »Intersexualitätsmanagement« (Klöppel 2002; Dornhof 2004) in den Kliniken nimmt in diesen gar nicht so seltenen Fällen sofort nach der Geburt eine Vereindeutigung in männlich oder weiblich vor. Eine »Naturhaftigkeit« von Geschlecht wird hier im Operationssaal künstlich vollzogen, um die Abweichung in das System der Zweigeschlechtlichkeit zu integrieren. Interessant ist hier die Umkehrung der Argumentation. Ging man im 19. Jahrhundert noch davon aus, dass soziale Einflüsse der Natur äußerlich und nachgeordnet seien und bemühte sich von daher um Beschreibungen eindeutiger Geschlechteranatomien, so betont man heute die wichtige Bedeutung einer eigenen, stabilen Geschlechtsidentität, auch losgelöst von den biologischen Gegebenheiten. Ziel ist es jetzt, die Identitätsbildung zweigeschlechtlich zu organisieren – mit all den damit verbundenen gender-Attributen im Verhalten, bei den Interessen, Empfindungen etc. Hier wird deutlich, dass es sich bei sex um eine kulturell bestimmte Größe und nicht um unveränderliche Biologie handelt. In der mikrosoziologischen Forschung mit Transsexuellen hatte sich bereits gezeigt, dass Geschlechterdarstellung unabhängig von (unsichtbaren) Geschlechtsmerkmalen gelingt (u. a. Hirschauer 1999).

Aufgrund solcher Befunde kann Zweigeschlechtlichkeit kaum mehr uneingeschränkt als Norm und alle anderen Formen von Geschlecht als Abweichungen gelten. Dieser Zweig der Genderforschung sorgt für eine fortwährende »Verstörung des Wissens vom Geschlecht« und plädiert für eine Ausrichtung, die das biologische und das soziale Geschlecht »als komplett miteinander verflochtene Wissenssysteme« begreift (Dornhof 2004, 134f.).¹⁸

18. Zu theologischen Ansätzen vgl. den Beitrag von Kerstin Söderblom in diesem Band sowie Veröffentlichungen von Marcella Althaus-Reid.

4. Restauration

sex=gender

Die Genderforschung ist sich, trotz unterschiedlicher Ansätze und Methoden, darin einig, dass gender ebenso wie sex kulturelle Größen sind, ob nun von einer grundlegenden Zweiheit oder einer Vielfalt der Geschlechter ausgegangen wird. Tatsächlich aber klafft eine erhebliche Lücke zwischen solchem Forschungswissen und theoretischen Überzeugungen einerseits und der real gelebten Alltagspraxis andererseits.

Wie eine empirische Studie von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart zur Wirksamkeit längst überholt geglaubter Geschlechternormen in Paarbeziehungen zeigt, verfügen Menschen über einen Fundus an sozusagen vorreflexiven, automatisierten oder »eingefleischten Handlungsroutinen« (Koppetsch/Burkart 1999, 197), die für einen reibungslosen Alltag sorgen und immer wieder auf traditionelle Orte gesellschaftlichen Handelns verweisen. Das zeigt sich etwa darin, dass Frauen immer noch vermehrt häusliche Arbeiten verrichten. Begründet wird das allerdings nicht (mehr) mit einer naturgegebenen Zuständigkeit. Vielmehr entsprechen die Motive einem autonomen Selbstverständnis und werden als egoistisch bezeichnet. Gebügelt oder aufgeräumt wird etwa, weil man etwas einfach besser kann oder mehr Bedürfnis nach Ordnung hat (ebd., 145ff.). Die befragten Frauen bewerten diese Tätigkeiten nicht als traditionell, schon gar nicht als Aufopferung, obwohl es von Seiten ihrer Partner keinen Ausgleich dafür gibt. Der Bezug auf die eigene Autonomie erweist sich als »Killerargument« gegen eine kritische Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischer Rollenverteilung (ebd., 192).¹⁹ »Die Unterordnung der Frauen geschieht heute mit egalitärem Vokabular« resümiert daher Antje Schrupp (2008). Strukturelle Vorgaben wie übliche Arbeitszeitregelungen, mangelnde Kinderkrippenplätze und Halbtagschulen mit den negativen Folgen für eine Berufstätigkeit von Müttern werden damit zu einer Angelegenheit des privaten Aushandelns und der Selbstverantwortung. Der Slogan zu Beginn der zweiten Frauenbewegung aus den 70er-Jahren: »Das Private ist politisch« scheint heute geradezu in sein Gegenteil verkehrt: »Das Politische ist privat« (Schwarzer 1999, 108).

Doch auch wenn heute eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie von Frauen gefordert wird, geschieht das nicht im Rückgriff auf Einsichten aus der Genderforschung oder Anliegen der »alten« Frauenbewegung. Der »F-Klassen-Feminismus« der Journalistin Thea Dorn, von dem sich 30- bis 40-jährige gut gebildete Frauen angesprochen fühlen dürften, sieht in fehlenden Karrierechancen das einzige Hindernis für eine wirkliche Gleichberechtigung der Geschlechter. Grundsätzliche Kritik an sozialen Diskriminierungen, an den Produktionsverhältnissen selbst sowie theoretische Überlegungen zu Geschlechteridentitäten und ihrer Hervorbringung sind hier ebenso selten zu finden wie bei der Generation der 20- bis 30-jährigen Frauen, die mitunter als »vierte Welle« des Feminismus bezeichnet werden – nach den ersten beiden Wellen der Frauenbewegung und der sog. »Third Wave« in den USA²⁰. Die Inszenierung des eigenen

19. Vgl. den Beitrag von Rainer Volz in diesem Band.

20. Kritisiert werden auch hier die Probleme der Vereinbarkeit, gesucht wird aber auch eine aktive und gute

Körpers spielt hier als Ausdruck der eigenen Identität eine große Rolle und es scheint kaum Vorbehalte gegenüber sexualisierten Selbstdarstellungen und den damit reproduzierten Geschlechterklischees zu geben. Diese Haltung entspricht der medialen Propagierung von Geschlechterdifferenzen unter dem Motto: »Warum Männer nicht zuhören und Frauen nicht einparken können«. Sie erfährt seit einiger Zeit große wissenschaftliche Unterstützung von Seiten der Neurobiologie, die Geschlechterunterschiede als evolutions- und körperlich bedingt darstellt. Die aktivierten Hirnareale, häufig in den Medien abgebildet, zeigen bei Frauen meist bessere Sprachleistungen und eine stärkere Verbindung der beiden Hirnhälften, während Männern ein besseres räumliches und analytisches Denken attestiert wird.

Die Biologin Sigrid Schmitz weist demgegenüber auf die Widersprüchlichkeit der Befunde und die fehlende Repräsentativität der Untersuchungen hin (Schmitz 2008). Sie betont, dass bei ausreichend großen Forschungsgruppen die Variabilität innerhalb der Geschlechtergruppe weitaus größer ist als die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Auch rufen die Bilder falsche Vorstellungen hervor, handelt es nicht um Abbilder aus dem Inneren des Gehirns, sondern um schematische Darstellungen hochkomplexer mathematischer, informatischer und computergraphischer Berechnungsverfahren. »Im Verlauf der Bildkonstruktion wird eine Vielzahl von Entscheidungen getroffen, was ins Bild hineinkommt, was weggelassen wird, was hervorgehoben wird oder in den Hintergrund tritt.« (Schmitz 2008). Für Schmitz ist daher die Neuroforschung in erster Linie eine Geschlechterdifferenzforschung, da sie bereits von der Annahme der Zweigeschlechtlichkeit ausgeht und diese zu bestätigen sucht. Nur solche Befunde finden einen Weg an die Öffentlichkeit, welche Geschlechtsunterschiede bestätigen. Sie fordert anstelle der vorherrschenden Determinationsforschung eine Ausweitung der Hirnplastizitätsforschung, welche die Variabilität menschlicher Gehirne bis ins hohe Alter hinein aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen und Tätigkeiten erforscht.

5. Zukunft de-gender?

Was die Größen sex und gender anbelangt, gibt es, wie dargelegt, unterschiedliche und widersprüchliche Verhältnisbestimmungen. Das Spektrum reicht von einer erneuten Biologisierung der Geschlechtskörper über die kulturelle Konstitution von Geschlecht bis zur Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit hin auf Geschlechtervielfalt. Die Positionen haben jeweils ihre strategischen Vorzüge, sind wissenschaftlich umkämpft und

Zusammenarbeit mit Männern. Auch Vertreterinnen der »Third Wave« schätzen Kooperationen mit Männern, treten für verschiedene Lebensmodelle ein und sind ähnlich skeptisch gegenüber traditioneller Gleichstellungsarbeit. Dennoch haben sie in den USA eine eigene Organisationsstruktur gebildet. Mit dem Blick auf verschiedene Formen von Diskriminierungen treten sie auch politisch auf den Plan mit Forderungen nach »gender, racial, economic, and social justice« (vgl. Schrupp 2008).

werden alltagspraktisch gelebt. Vielleicht kann man den kleinsten gemeinsamen Nenner darin sehen, dass Geschlecht in jeglichem Denken und Handeln nicht als Grund für Diskriminierung gelten soll. Wäre es dann nicht sinnvoll, Geschlecht insgesamt weniger Bedeutung zuzumessen – und dies vor allem vor dem Hintergrund vielfältiger Strukturkategorien, nach denen Gesellschaft heute funktioniert? Eine Theorie zur Intersektionalität von Diskriminierungsverhältnissen steht zwar noch aus, aber Bilder stellen sich ein, wie das eines Gewebes, eines bunten Fadenknäuels, einer Jonglage, wobei gender eben nur einen Strang oder einen Ball darstellt, der in der Luft bald oben, bald unten, bald in der Mitte fliegt. Gleichwohl werden entlang von Geschlechtszuschreibungen weiterhin Macht und Chancen verteilt, und solange dies der Fall ist, muss gender eine relevante Größe und Forschungsgegenstand sein. Es wird darauf ankommen, Genderforschung als integralen – und nicht als partikularen – Bestandteil von intersectionality-Forschung theoretisch und methodisch zu verankern (Degele/Winker 2009).

Die Aufhebung der Kategorie de-gender – angesichts einer Vielzahl von Geschlechtsidentitäten oder angesichts der Verwobenheit von Strukturkategorien – ist vorerst politisch nicht angebracht. Die Hoffnung bleibt allerdings auf eine Gesellschaft, die Vielfalt als Bereicherung wahrnimmt, unterschiedliche Geschlechts- und Lebensmodelle würdigen kann und die Menschen weder nach körperlichen Gegebenheiten noch nach ihrer Sprache, ihrer Religion oder ihren finanziellen Möglichkeiten bewertet, sondern schlicht danach, ob sie für ein Leben in gleichberechtigter Vielfalt eintreten.

Literatur

- BAIL, ULRIKE u. a., *Bibel in gerechter Sprache*, 3. Aufl., Gütersloh 2007.
- BUTLER, JUDITH, *Vom Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991.
- BUTLER, JUDITH, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M. 1997.
- DEGELE, NINA/WINKER, GABRIELE, *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*, URL: http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf (Stand: 3.5.2009).
- DORN, THEA, *Die neue F-Klasse: Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*, München 2006.
- DORNHOF, DOROTHEA, *Geschlecht als wissenschaftliche Tatsache. Intersexualität zwischen Reifizierung und Destabilisierung von Zweigeschlechtlichkeit*, in: Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hg.), *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt u. a. 2004, 127–137.
- ESSER, ANNETTE/GÜNTER, ANDREA/SCHEEPERS, RAJAH (Hg.), *Kinder haben, Kind sein, Geboren sein. Philosophische und theologische Beiträge zu Kindheit und Geburt*, Königstein 2008.
- FRANKE, EDITH, *Die Göttin neben dem Kreuz. Zur Entwicklung und Bedeutung weiblicher Gottesvorstellungen bei kirchlich-christlich und feministisch geprägten Frauen*, Marburg 2002.
- FRETTLÖH, MAGDALENE L., *Gott Gewicht geben. Bausteine einer geschlechtergerechten Gotteslehre*, Neukirchen-Vluyn 2006.
- FUCHS, BRIGITTE/HABINGER, GABRIELE (Hg.), *Feminismen & Rassismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*, Wien 1996.
- GERHARD, UTE, *Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht*, München 1990.
- GÖSSMANN, ELISABETH u. a. (Hg.), *Wörterbuch der Feministischen Theologie*, Gütersloh 1991.

- GÖSSMANN, ELISABETH u. a. (Hg.), Wörterbuch der Feministischen Theologie, 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl., Gütersloh 2002.
- GÜNTER, ANDREA, Der Ort Gottes, Oder: Wie eine strukturelle Rede von »Frau« und »Weiblichkeit« Frauen von ontologischen Zuschreibungen befreit und Gott in den Beziehungen unter Frauen ansiedelt, in: Günter, Andrea, Feministische Theologie und postmodernes Denken, Stuttgart u. a. 1996, 63–67.
- HAGEMANN-WHITE, Carol, Sozialisation. Weiblich-männlich? Opladen 1984.
- HARAWAY, DONNA, Lieber Kyborg als Göttin! In: Haraway, Donna, Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft, Hamburg 1995, 165–184.
- HARDING, SANDRA, Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, 2. Aufl., Hamburg 1991.
- HAUG, FRIGGA, Art. Geschlechterverhältnisse, in: Haug, Frigga (Hg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus, Bd. 1, Hamburg 2003, 442–498.
- HEß, RUTH, »... darin ist nicht männlich und weiblich«. Eine heilsökonomische Reise mit dem Geschlechtskörper, in: Ebach, Jürgen/Gutmann, Hans-Martin/Frettlöh, Magdalene L./Weinrich, Michael (Hg.), »Dies ist mein Leib«. Leibliches, Leibeigenes und Leibhaftiges bei Gott und den Menschen, Gütersloh 2006, 144–185.
- HEYWARD, CARTER, Und sie rührte sein Kleid an. Eine feministische Theologie der Beziehung, Stuttgart 1986.
- HIRSCHAUER, STEFAN, Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1999.
- IRIGARAY, LUCE, Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979.
- IRIGARAY, LUCE, Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a. M. 1980.
- KAHLERT, HEIKE, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, in: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hg.), Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen 2000, 20–44.
- KARLE, ISOLDE, »Da ist nicht mehr Mann noch Frau ...«. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006.
- KLEIN, STEPHANIE, Theologie und empirische Biographieforschung. Methodische Zugänge zur Lebens- und Glaubensgeschichte und ihre Bedeutung für eine erfahrungsbezogene Theologie, Stuttgart u. a. 1994.
- KLINGER, CORNELIA/GUDRUN-AXELI KNAPP, Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, »Rasse«/Ethnizität, in: Transit – Europäische Revue 2005, H. 29, URL: http://www.iwm.at/index.pgp?option=com_content&task=view&id=232&Itemid=407 (Stand: 6.2.2009).
- KLÖPPEL, ULRIKE, XXYY ungelöst. Störungsszenarien in der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung, in: polymorph (Hg.), (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive, Berlin 2002, 153–180.
- KOPPETSCH, CORNELIA/BURKART, GÜNTER, Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999.
- LAQUEUR, THOMAS, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierungen der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a. M. 1992.
- LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, 2. Aufl., Berlin 1989.
- LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall, Rüsselsheim 1996.
- MAIHOFER, ANDREA, Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt a. M. 1995.
- MAIHOFER, ANDREA, Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel?, in: Widerspruch 23 (2003), H. 44, 135–145.
- MATTHIAE, GISELA, Clownin Gott. Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen, 2. Aufl., Stuttgart 2001.
- MULACK, CHRISTA, Im Anfang war die Weisheit. Feministische Kritik des männlichen Gottesbildes, Stuttgart 1988.

- MURARO, LUISA, Die symbolische Ordnung der Mutter, Frankfurt a. M. 1993.
- PEASE ALLAN, PEASE, BARBARA, Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen, Berlin 2005.
- PINL, CLAUDIA, Vom kleinen zum großen Unterschied. »Geschlechterdifferenz« und konservative Wende im Feminismus, Hamburg 1993.
- SCHÄFER-WÜNSCHE, ELISABETH/SCHRÖDER, NICOLE, Gender – Race – Kultur in den USA: Grenzen und Verflechtungen, in: Mae, Michiko/Saal, Britta (Hg.), Transkulturelle Genderforschung. Ein Studienbuch zum Verhältnis von Kultur und Geschlecht, Wiesbaden 2007, 111–141.
- SCHÜNGEL-STRAUMANN, Helen, Die Frau am Anfang. Eva und die Folgen, Freiburg u. a. 1989.
- SCHMITZ, SIGRID, Typisch Frau? Von wegen!, URL: www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,482104-4,00.html (Stand: 13.11.2008).
- SCHRUPP, ANTJE, Third Wave Feminismus, URL: <http://www.antjeschrupp.de/third-wave-feminismus.htm> (Stand: 17.11.2008).
- SCHWARZER, ALICE, Wir brauchen Frauenbünde!, in: Der Spiegel 47 (1999), 105–109.
- SOMMER, REGINA, »So manches, was man so Demut nennt, damit habe ich meine Probleme. Also, ich suche den befreienden Gott.« Zur lebensgeschichtlichen Aneignung und Verarbeitung religiöser und geschlechtsspezifischer Sozialisation, in: Becker, Sybille/Nord, Ilona (Hg.), Religiöse Sozialisation von Mädchen und Frauen, Stuttgart u. a. 1995, 146–165.
- SOMMER, REGINA, Lebensgeschichte und gelebte Religion von Frauen. Eine qualitativ-empirische Studie über den Zusammenhang von biographischer Struktur und religiöser Orientierung, Stuttgart u. a. 1998.
- WACKER, MARIE-THERES, Der Gott der Männer und die Frauen, Düsseldorf 1987.
- WALZ, HEIKE, »... nicht mehr männlich und weiblich ...«? Ekklesiologie und Geschlecht im ökumenischen Horizont, Frankfurt a. M. 2006.
- WESELEY, SABINE, Einführung in Gender Studies, in: Weseley, Sabine (Hg.), Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Einführung in neuere Erkenntnisse aus Forschung und Praxis, Bielefeld 2000, 14–93.
- WETTERER, ANGELIKA, Widersprüche zwischen Diskurs und Praxis. Gegenstandsbezug und Erkenntnispotenziale einer sozialkonstruktivistischen Perspektive, in: Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hg.), under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis, Frankfurt u. a. 2004, 58–67.
- ZIMA, PETER V., Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne, Tübingen u. a. 2000.